



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin, 1949

Von ländlichen Berufen (Aus den Erinnerungen eines Gutsbesitzers, wie er sein sollte)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95054](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-95054)

Von ländlichen Berufen

Aus den Erinnerungen eines Gutsbesitzers, wie er sein sollte

Meine Mutter und mein Fluß waren meine größten Schätze in vielen glücklichen Jugendjahren. Die Erinnerung daran hat jeder späteren Zeit Richtung gegeben. Unser Fluß war für mich ein lebendiges Wesen, etwas Vertrautes; zu ihm konnte ich immer gehen, genau wie zu meiner Mutter. Auch seine Fische und alles, was er an Lebewesen beherbergte, liebte ich, und zwar aus mir allein. Niemand in meiner Familie hatte eine besondere Zuneigung für das Wasser oder ein Fischerleben. Mit dem eigenen Größer- und Stärkerwerden wuchs die Vorliebe für die größten und schwersten Fische. Den Wurt aber mit dem Speer aus den hohen Bäumen über dem Fluß, den lehrte mich der alte **Schmiedemeister** unseres Gutes. Für mich war er der Meister in allem, was mir damals erstrebenswert erschien.

Unsere Freundschaft entstand auf folgende Weise: Als ich auf meinen allerersten Entdeckungsfahrten dem Fluß über unseren Park hinaus folgte, kam ich an eine stille Bucht, in der Döbel von nie geahnter Größe aus der schwarzen Tiefe in den hellen Sonnenschein aufstiegen und wieder verschwanden. Es war im Mai, fast die schönste Zeit des Jahres für den Fluß.

So leise ich konnte, schlich ich an das Ufer, kauerte mich an einen Erlenstamm und sah unverwandt dem Spiel der großen Fischleiber zu. Bläulich-schwarz waren die Rücken, weiß die schnappenden Mäuler und rot die fächernden Flossen. Unter den Döbeln waren einige ganz besonders schwere. Sie erschienen mir länger als mein Arm. Wieder stieg einer von ihnen schräg von unten nach oben, da sauste aus der Baumkrone über mir ein Speer an langer weißer Stange ins Wasser. Ich sah, wie der starke Döbel im Genick getroffen wurde und sich vergeblich zu befreien suchte. Die Speerstange zitterte dabei, und aus dem tiefen schwarzen Wasser leuchtete die helle Unterseite des Fisches auf.

Ich war noch ganz in den Anblick versunken, als sich eine bisher noch nicht bemerkte Schnur von dem Ende der Stange nach der Baumkrone hin zu straffen begann und der Speer emporgezogen wurde. Meine ihm folgenden Blicke entdeckten hoch im grünen Laub, den Rücken an den Stamm gelehnt, die Füße auf zwei Ästen, den Meister. Er zog Fisch und Speer zu sich herauf und lachte mich an. „Na, Walter, hast dich erschreckt? Sollst auch den Fisch dafür haben. Wirst auch ein Fischer werden? Das wäre gut für den Fluß, wenn du einmal Herr hier bist. Jetzt wollen wir auf eine andere Stelle gehen“, sagte er. „Hast du noch Zeit, dann kannst du mir helfen.“ Natürlich hatte ich Zeit. Wir folgten dem Fluß ein Stückchen stromab. Dann kletterte der Meister auf eine alte überhängende Weide. Ich

mußte noch weiter gehen und ihm die Fische gegen den Strom zutreiben. Äste, Steine, was ich fand, warf ich, mich ihm langsam nähernd, über die Breite des Flusses.

„Hast mir gut zugetrieben“, rief er schon von weitem. „Ein Hecht und ein Raap liegen da unten im Gras. Der Raap wird acht Pfund und der Hecht sechs Pfund haben. Nun such' dir von den beiden auch noch einen aus, dann gehen wir nach Hause, und das nächste Mal kommst du mir wieder helfen.“

Er schnitt zwei Asthaken zurecht, zog sie den Fischen durch die Kiemen und gab mir die zwei größten, jeden in eine Hand. Ich lief los. Die Schwänze schleppten. Alle hundert Schritte mußte ich Arme und Hände ausruhen.

Ich kam mir vor, als erlebte ich ein Märchen.

Am nächsten Weihnachtsfest lag auf meinem Tisch neben den Geschenken der Eltern ein selbstgeschmiedeter Speer vom Meister, blank poliert und zum Schmucke ziseliert. Daneben stand eine schnurgerade Stange, auf deren Eignung es sehr ankam, mit einer selbstgedrehten dünnen Leine aus Hanf. Er hatte lange im Walde nach der Stange gesucht. Sie durfte beim weiten Wurf den Speer nicht drehen.

Unser Betrieb war ein Ganzes, von einer Stelle geleitet. „Nimm das Gute von deinen Mitmenschen an, bis sie dich vom Gegenteil überzeugt haben“, hatte meine Mutter mich gelehrt. Mit diesem Vorsatz fing ich damals meine Tätigkeit in der Heimat an. Ich habe ihn nie zu bereuen gehabt. Wohl aber erlebte ich Enttäuschungen, wenn ich mich zum Mißtrauen beeinflussen ließ. Kein Mensch kann in ihn gesetztes Vertrauen und ihm übertragene Verantwortung mehr rechtfertigen und danken wie der einfache Arbeiter. Es hat mich oft beschämt, wie empfänglich er dafür ist, und welche Umsicht, Tüchtigkeit und welches Können in diesen unverbrauchten, sich alsdann entfaltenden Kräften lebt. Viele Aufsichtspersonen, Beamte und andere, gelten auf großen Gütern als unentbehrlich. Wenn die Arbeiterschaft nicht aus einer stumpf gewordenen Masse besteht, geht es auch ohne diese. Man muß selber Können haben, Gerechtigkeitssinn, die Gabe, Vertrauen zu hegen, und vor allem Liebe zu den Menschen im Herzen tragen.

Und noch etwas gehört dazu: ein scheinbar wirklichkeitsfremder Grundsatz. Jeder Mensch will leben, aber nicht mit Not, Elend und der Unmöglichkeit, vorwärts zu kommen, ringen. Darum lautet der Grundsatz: „Wie kann ich so hohen und guten Lohn wie möglich zahlen?“ Den Arbeiter aber soll man mit Geduld und Wohlwollen zu der Einsicht bringen: Wie kann ich für meinen Lohn so gute und fleißige Arbeit wie nur möglich leisten? So etwas läßt sich heute nicht erkennen und morgen verwirklichen. Alles auf dem Lande braucht Zeit. Den Anfang muß der machen, der besitzt.

Die Frühjahrsbestellung war in vollem Gange. Von allen Höfen fuhren Wagen mit Saatgetreide auf die Felder. In weichem Acker standen die Drillmaschinen. Es roch nach Erde und Sonne. Ich bog vom Wege ab, ritt über den gut durch den Winter gekommenen Kleeschlag zu der Drillmaschine des Hauptgutes, die dahinter auf einem großen Ackerstück Hafer-, Gersten- und Erbsengemenge Breite um Breite in die Erde brachte. Sie kam jetzt an der Schlaggrenze zum Halten. Neue Saat mußte aufgeschüttet werden. Ein junger Knecht fuhr sie vierspännig vom Sattel, zwei Mädchen gingen hinterher und hielten die Drillen in der Erde frei von Wurzeln oder kleinen Steinen, und der alte **Vorarbeiter** steuerte.

„Wie ist der Acker, Mengel?“

„Gut, Herr von Sanden, die Erde läuft über der Saat zu. Nur in der schwarzen Senke auf der Mitte war es naß. Aber wenn wir darauf warten wollen, wird es zu spät und das andere zu trocken.“ „Werden Sie nicht müde, Mengel, den ganzen Tag über im weichen Acker zu steuern? Sie sind nicht mehr jung!“ „Fünfundfünfzig bin ich, aber das Laufen macht mir nichts!“ „Und der Liese und der Anna?“ „Die wollen manchmal müde werden, aber dann sieht die Liese den Schatz vorne auf dem Pferd und muß nach, und die Anna will nicht hinten bleiben.“ Wir lachten, und der Knecht sagte: „Wenn sie fahren könnte, möchte ich mit ihr tauschen, aber sie kann doch nicht.“

Ich ritt weiter zu der großen Schafherde des einen Vorwerks. Dort schien es noch winterlich. Aber friedvoll war es in dem großen Stall ohne Zwischenwände bei den vielen hundert Schafen, die den einzelnen Sorten nach nur durch niedere, leichte Leitern voneinander getrennt waren. Die Sonne schien durch das Fenster auf das gelbe Stroh und die wiederkäuend liegenden Mütter. Viele Lämmer waren da. Wenn eines mehrmals kläglich schrie, sah **Schäfer** Elmer von seinem Korbflechten auf und half ihm, die Mutter zu finden.

Die beiden Betriebe mit Pferdezucht hatten es jetzt schwerer als die anderen. Ihre Gespanne bestanden aus Mutterstuten. Ein Teil von ihnen hatte Fohlen, ein anderer stand dicht davor, und alle waren sie jetzt nicht voll arbeitsfähig. Die Freude aber an jedem guten Fohlen war bei der **Pferdepflegerfamilie** Schwitkowski so groß, daß sie alle Hindernisse überwinden ließ. Ihr Amt vererbte sich durch Generationen vom Vater auf den Sohn. Jetzt lag die Verantwortung in den Händen des alten Schwitkowski mit der hohen Kinderstimme, aber sein Sohn Karl nahm ihm viel Arbeit ab und kannte wie sein Vater jedes Pferd von den drei Remontejahrgängen zu je 50 Stück. Die meisten dieser Remonten wurden als Absatzfohlen gekauft, und nur ein Teil wurde selbst gezüchtet. Der alte Schwitkowski nannte die einzelnen Fohlen nach den Bauern, von denen sie gekauft waren, und setzte nach dem Geschlecht ein „der“ oder „die“ davor! Zum Beispiel: Der Schlengel, der Bublitz, die Hinz, die Kreuzberger und so weiter. Bis zum Remontemarkt war noch lange Zeit. Ich fragte vor-

sorglich den Alten, ob er beim Vorführen der einzelnen Pferde vor der musternden Kommission noch mitmachen wollte und könnte. Er nickte und sagte: „Wenn die Offiziere dastehen und alle zugleich suchen, ob sie nicht einen Fehler an dem Pferd herausfinden, dann merke ich gar nicht, daß ich laufe. Wenn ich am Markt dabei sein soll, dann muß ich auch vorführen. Soll die dreijährige Scheckstute mit vorgestellt werden?“ „Ja, Schwitkowski. Wir erhielten einen Brief von der Kommission, daß sie dringend Sacken für ein Trompeterkorps brauchen, wir möchten, wenn irgend möglich, Sacken vorstellen. Meine Mutter hat schweren Herzens ihre Zustimmung gegeben.“ „Ich meine aber, die Stute muß hierbleiben. Sie ist unser bestes Pferd. Die Herren können sich woanders um Sacken bemühen. Sie tun uns auch nichts zu Gefallen. Wenn die Stute später Hengstfohlen hat, können sie diese teuer kaufen. Das ist meine Meinung, Herr von Sanden.“ Schwitkowski hatte recht. Ich nahm mir vor, ihm zu folgen.

Auf der Ziegelei traf ich nur den alten Röhrig. Dort herrschte Winterschlaf. Der Meister war zur Stadt gefahren. Der Alte räumte in den Trockenschuppen auf. „Wann wollen wir mit der Arbeit anfangen?“ fragte ich ihn. „Nicht zu früh, Herr von Sanden“, sagte er, „sonst zerstören uns die starken Nachtfroste zu viel Arbeit. Wenn die neugepreßten Ziegel und besonders die Dachpfannen und Drainageröhren feucht in den Trockenschuppen liegen und eine Nacht mit vier bis fünf Grad Frost kommt, dann ist der größte Teil dahin. Etwas anderes möchte ich noch sagen, Herr von Sanden. Ich bin nicht der Meister, aber ich habe viele Jahrzehnte hier gearbeitet und kenne die Verhältnisse. Mit unseren Arbeitskräften ist es nicht gut eingerichtet. Immer fehlen sie uns, wenn die Arbeit richtig losgehen soll. Eine Ziegelei ist nur ein Sommerbetrieb, aber die Leute wollen wissen, wo sie im Winter bleiben sollen. Wenn das Leben mit Heizung und Kleidern teurer wird und sie Verdienst brauchen, werden sie entlassen. Der Frost verbietet eben die Ziegeleiarbeit. Aber vielleicht läßt sich mit Hilfe von Ihrem ganzen Betrieb eine andere Regelung finden.“ Ich war vom Pferd gestiegen, hatte die Zügel über den Arm genommen, und wir drei gingen im warmen Sonnenschein vor dem großen Ziegelofen auf und ab. „Sie haben recht, Röhrig. Ich weiß von den Schwierigkeiten in jedem Frühjahr. Ich muß zusehen, wie ich den Ziegeleiarbeitern, soweit sie nicht beim Brennen fast den ganzen Winter über beschäftigt sind, Arbeit gebe.“ „Wie wäre es mit dem Wald?“ sagte Röhrig. „Der braucht im Winter die meisten Menschen.“ „Ja, Röhrig, sechs bis acht Rotten, das sind zwölf bis sechzehn Mann, braucht der Förster Hellwig zum Holzeinschlag, und so viele werden ohne die Brenner und die beiden Leute, die die gebrannten Ziegel aus dem Ofen karren, frei. Ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen und mit Hellwig sprechen. Ihnen bin ich sehr dankbar, Röhrig, daß Sie mir Ihre Meinung sagen. Ihr Vorschlag würde auch dem Meister das Leben

erleichtern." Bescheiden verschwand er in seinem unscheinbaren Arbeitsanzug in einem Schuppen. Seine Augen aber sahen vieles, und in seinen ehrlichen, klugen Gedanken lebte ein großes Wohlwollen für unseren Betrieb. Der Vorzug, solche Arbeiter zu haben, ließ sich durch nichts ersetzen.

Als ich vor dem **Wiesenhof** über den letzten Hügel kam, lag mein liebstes Stück Land in aller Vorfrühlingsschönheit vor mir. Der Fluß war frei, der Eisgang vorüber. Das Wasser begann zu fallen. Der graubraune Ton des Winters war untermischt mit erstem Grün. In dem großen Stall der Milchherde waren die Schweizer beim Melken, die Milch strömte in die Eimer, das Wiederkäuen der Kühe und ihr sattes, behagliches Stöhnen löste ein Gefühl der Ruhe und Zufriedenheit aus. Der **Oberschweizer** stand unter seiner Kuh auf, wischte sich die mit Melkfett eingeriebenen Hände an seiner Schürze ab, kam auf mich zu und gab mir vertraulich die Hand. „Wie geht denn alles in der Herde, Schulz?“ „Ganz gut, Herr von Sanden, gesund ist alles, die Kälber leben, und die Milch hält sich. Aber zwei Sachen habe ich auf dem Herzen.“ „Was sind das für Sorgen?“ fragte ich. „Zwei mit gutem Willen finden sicher eine Hilfe.“ „Also, Herr von Sanden, das erste ist, daß wir hier statt vierzig Kühe siebzig haben müßten und weniger Jungvieh. Die Wiesen ernähren eine so große Herde im Sommer und auch im Winter. Der Stall reicht ebenfalls aus, wenn ein paar kleine Änderungen gemacht werden.“ „Unsere Pläne treffen zusammen, Schulz. Nur eins mache ich zur Bedingung. Die dreißig Kühe, die wir mehr halten wollen, müssen aus eigener Zucht, aus unserem Betrieb stammen. Jeder Boden bringt die für ihn am besten passenden Tiere hervor. Vor Inzucht und Einseitigkeit bewahren uns die zugekauften Bullen.“ „Genug eigene Sterken haben wir, Herr von Sanden. In einem Jahr ist die Herde voll. — Nun kommt der zweite Punkt, der wird vielleicht schwieriger sein. Es handelt sich um mich selber.“

Ich nickte ihm ermunternd zu.

„Dann will ich es also sagen“, meinte Schulz schwerfällig. „Mit Lohn, Wohnung und sonst bin ich zufrieden. Aber in meinem Fach muß ich mehr Selbständigkeit haben. Der Hofmeister versteht seine Sache, in die ich ihm nicht hineinrede, und ich verstehe meine, und da soll er mir nicht Anordnungen geben.“ „Ja aber, Schulz, einer auf dem Hof muß an des Herrn Stelle stehen.“ „Das soll er auch, Herr von Sanden. Nur um die inneren Angelegenheiten meiner Herde brauchte er sich nicht zu kümmern. Bei den Arbeiten in der Wirtschaft, die mit der Herde zusammenhängen, wie Rüben fahren, Futter, Stroh und was da sonst noch ist, kann er die Einteilung machen.“ „Dann ist es ja gut, Schulz. In der Behandlung Ihrer Herde sollen Sie selbständig sein, das werde ich Schulzig sagen, und er wird es verstehen. Ich muß nur von Ihnen beiden erwarten, daß Sie das Interesse des ganzen Betriebes im Auge haben, wenn doch mal Punkte kommen, wo jeder in seinem Recht zu sein glaubt.“ „Das



F. Boehle (1896)

Bauernpaar nach der Arbeit

will ich tun", sagte Oberschweizer Schulz. Dann zeigte er mir die Kühe, die jetzt am meisten Milch gaben und dreimal gemolken wurden. Auch die letzten Kälber sahen wir an. Sie waren gut in den Formen und hatten bei genügend Knochenbau doch den feinen Milchtyp. Mit einem Händedruck verabschiedeten wir uns. Ich ging aus dem Stall. „Hofmeister Schulzig kommt mit den Gespannen vom Säen. Sie werden bald am Fluß an der Brücke sein“, sagte ein Junge.

Hinter seinen drei vierspännigen Gespannen kam Schulzig mit ernster Miene und schweren Schritten den Feldweg entlang. Die Pferde waren müde von der langen Tagesarbeit im weichen Acker. Mit ähnlich schweren Schritten wie Schulzig strebten sie dem Stall und Abendfutter zu. Die Arbeitssielen und Ketten klirrten.

Am folgenden Tage war ich beim **Förster Hellwig**. Wir besahen die in der Anlage begriffenen Pflanzgärten, waren bei den Kulturen. Der **Oberholzhauer** Endruschat führte die Aufsicht. Sehr viele Menschen waren dort beschäftigt. Hellwig brauchte nie Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft. Alle waren aus den Dörfern der Umgegend und arbeiteten Lesereisig und sonstiges Brennholz ab. „Der Wald muß sich selbst erhalten“, war seine Ansicht. Wir besprachen auszubessernde Wege und Brücken und zwängten uns durch die Schonungen, die wir nach Beendigung der Kulturen durchläutern wollten, um sie von Weichhölzern und schlechtwüchsigen Birken zu befreien.

Hellwig hatte große Passion für seinen Wald, sah alles Bemerkenswerte und warf so interessante Fragen auf, daß mir die Stunden im Fluge verstrichen. „Hellwig“, sagte ich dann, „ich glaube, Sie haben alles gezeigt und auch alles besprochen. Jetzt möchte ich zurück. Dabei werde ich Ihnen meine Fragen und Vorschläge sagen. Der alte Röhrig von der Ziegelei regte mich gestern an, ich sollte einen festen Stamm halten von Leuten, die im Winter im Walde und im Sommer auf der Ziegelei arbeiten. Mir erscheint der Vorschlag gut. Was meinen Sie?“ „Der Vorschlag ist gut, aber die Menschen müssen danach sein, gute Arbeiter und keine Zugvögel. Für den Wald ist es mir sehr lieb, wenn ich jeden Winter dieselben Menschen habe. Wir werden diesen ständigen Freiarbeitern manche Annehmlichkeit schaffen können durch Futter für ihre Kühe von den kleinen Waldwiesen und Gestellen und durch Brennholz.“ „Die Ausführung wird länger dauern als unser Entschluß, Hellwig. Einige Jahre werden vergehen, bis wir achtzehn brauchbare Menschen und diese wieder Wohnungen in der näheren Umgebung gefunden haben. Aber die Hauptsache ist, daß man weiß, was man will. Alles, was zum Arbeitsfrieden und zur Harmonie in unserem Betriebe beiträgt, müssen wir tun, auch wenn es Geld kostet. Ihr Wald mit seinen alten Beständen kann uns bei schwierigen Übergängen helfen.“ „Da will ich gerne mitarbeiten“, sagte Hellwig. „Wenn unser Wald richtig behandelt wird, werden wir immer Ellbogenfreiheit behalten.“

Walter von Sanden